

LITERATUR

♦ Kircher, Bertram (Hg.): *Die Bibel in den Worten der Dichter*. Herder, Freiburg–Basel–Wien 2005. (702, Illustrationen v. Julius Schnorr von Carolsfeld) Geb. Euro 29,90 (D). ISBN 3-451-28676-9.

„Poems, stories, novels, plays come into being as a response to prior poems, stories, novels, and plays, and that response depends upon acts of reading and interpretation by later writers, acts that are identical with the works.“ Im Sinne der Theorie von Harold Bloom ist auch die Bibel kein einsamer Monolog, sondern eingebunden in den fortwährenden Dialog von Fragen und Antworten, Erfahrungen und Gedanken der Menschen. Das gilt sowohl für ihre beinahe tausendjährige Entstehungsgeschichte, als besonders auch für ihre doppelt so lange Wirkungsgeschichte. Gerade seit 1982 Northrope Frye mit seinem Standardwerk „*The Great Code*“ die Bibel als „Grundcode“ unserer Zivilisation bestimmte, ist ihr großer Einfluss auf Literatur, Kunst und Musik auch Menschen, die zumeist nicht mehr so bibelfest sind wie in früheren Zeiten, wieder bewusster geworden. Eine so umfangreiche Textsammlung, wie sie Bertram Kircher jetzt vorlegt, macht deutlich, dass die Bibel für die gesamte deutschsprachige Literaturgeschichte einen entscheidenden Bezugspunkt bereitstellt.

Kirchner hat auf gut 700 Seiten Texte verschiedener Gattungen und Haltungen aus der Frühzeit der deutschsprachigen Literatur bis in die unmittelbare Gegenwart versammelt, welche die biblischen Texte interpretieren, nachzählen, illustrieren, konterkarieren, kommentieren, ergänzen. Sie sind zuweilen belehrend, manchmal humorvoll, Ausdruck von persönlicher Betroffenheit oder Irritation, zuweilen fromm, aber mitunter auch respektlos. Freilich ist die Auswahl bei Weitem nicht vollständig, und so eignet sie sich auch nicht, um daraus etwa kulturelle Verschiebungen im Umgang mit dieser Hauptschrift für Juden und Christen genauer bestimmen zu können. Kirchner legt übrigens beide Bibelteile seinem Werk zugrunde und bringt auch Fundstücke zu den apokryphen Teilen (Tobit, Judit, Makkabäer) der katholischen Bibelausgaben. Er gliedert die Abschnitte des ersten Testaments im Wesentlichen nach der hebräischen Bibel und hat sich für das zweite Testament für eine chronologisch-the-

matische Zusammenstellung entschieden. Der Band schließt ab mit Texten zur Geheimen Offenbarung des Johannes. Abbildungen aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen „*Bibel in Bildern*“ Julius Schnorr von Carolsfelds illustrieren das Buch, das im Anhang nützliche Verzeichnisse zu Textquellen, biblischen Bezugsstellen, ausgewählten Namen und Begriffen, Überschriften und Abbildungen bereit hält.

Wohl auch wegen der Kosten für die Rechte stammt die Mehrzahl der Texte aus Ausgaben, die älter als siebzig Jahre sind. Mit den meisten Stellen sind Karl Gerok, Johann Peter Hebel, Johann Gottfried Herder, Heinrich Merz und Rainer Maria Rilke vertreten, insgesamt ist die Literatur des 19. Jahrhunderts am stärksten repräsentiert. An Beispielen wie Karl Gerok oder Heinrich Merz ersieht man, dass nicht immer die literarische Qualität das erste Auswahlkriterium gewesen sein kann. Auch die Lektüre ihrer Texte zu biblischen Themen ist nur bei Interesse für eine ganz bestimmte christliche Erbauungsliteratur interessant, erweist aber andererseits, dass sie in der Literaturgeschichte zu Recht zu den Autoren zweiten oder dritten Ranges gerechnet werden. Daneben gibt es aber Texte von heute beinahe vergessenen Autorinnen und Autoren, etwa das Gedicht „*Gemora*“ von Maria Janitschek (1859–1927), einer Vertreterin der frühen Frauenbewegung, die zeigen, wie die Bibel zum Ausgangspunkt moderner Entwicklungen wird.

Es geht nicht darum, dem Herausgeber mitzuteilen, dass es bei dieser Dichterin oder bei jenem Dichter noch eine Stelle gibt, die man aufnehmen hätte können. Aber die vorliegende Anthologie lässt doch eine sehr starke Vorliebe für affirmativ christliche Literatur erkennen, die, wie Jutta Osinski gezeigt hat, sich nicht nur im 19. Jahrhundert dem Anspruch der ästhetischen Moderne nicht gestellt hat. So lese frau und man anstelle des doch recht schlichten Textes von Georg Lauer (geb. 1953) gerne die vieldeutige Parabel Kafkas „*Das Stadtwappen*“; oder man hätte „*Die Geschichte von Jona*“ des Verfassers des „*spirituellen Teddybären-Ratgebers*“, Kim Amani (geb. 1966), unbedingt durch Uwe Johnsons Erzählung über den Propheten wider Willen ersetzen sollen. Religiöse Literatur, die ästhetischen Ansprüchen nicht entsprechen, kann wird letztlich auch theologischen Ansprüchen nicht gerecht.

Vielleicht wäre es auch besser gewesen, einzelne Abschnitte wegen fehlender guter li-

terarischer Texte zu kürzen und dafür andere Abschnitte zu erweitern. So fehlen etwa die qualitätsvollen Beiträge von Frauen wie Eva Zeller, Friederike Mayröcker, Ingeborg Bachmann und anderer im Abschnitt zu den Psalmen (dafür gibt es zum Glück die kenntnisreiche Sammlung von Paul Konrad Kurz). Peter Handkes irritierende „Lebensbeschreibung“ ist (in diesem Fall ohne Kenntlichmachung) gnadenlos gekürzt worden, und bemerkenswerte Beiträge gerade zum zweiten Testament etwa von Kurt Marti, Patrik Roth oder Michael Köhlmeier und Nikolaus Glattauer sind ohne Erwähnung geblieben.

Dennoch hat Bertram Kircher einen wichtigen Beitrag geliefert, der bezeugt, wie unterschiedlich Literatur wirkt. Ein Wort noch zum Titel dieser Blütenlese: Der Ausdruck „Dichter“ im Titel des Buches wirkt etwas abgedroschen und verweist auf ein eher einseitiges Literaturverständnis.

Linz

Helmut Sturm

♦ Lehr-Rosenberg, Stephanie: „Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug“. Umgang mit Fremde und Heimat in Gedichten Hilde Domins. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2003. (413) Kart.

Angst vor dem Fremden und Suche nach Beheimatung gehören unbestreitbar zu den Grundbewegungen menschlichen Lebens. Stephanie Lehr-Rosenberg hat in vorliegender Untersuchung, die 2001 als Habilitationsschrift von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg angenommen wurde, diese komplexe und bedrängende Thematik aufgegriffen und durch eine eingehende Interpretation der Lyrik Hilde Domins in einen faszinierenden, wenngleich auch bedrückenden Horizont gerückt: In die Schnittstelle zwischen dem dichterischen Werk einer großen Dichterin des 20. Jahrhunderts, deren Leben sehr einschneidend durch Flucht und Exil geprägt war, und den existentiellen und theologischen Fragen nach der „Heimat“, in der sich ein Mensch angenommen und geborgen fühlen darf.

Die vordringliche Erfahrung von Fremdheit, mit der sich Menschen in der modernen Gesellschaft auseinandersetzen müssen, hat die Dimension „biographischer Unsicherheit“ (21). Diese – von Enttraditionalisierung und Individualisierung geprägte – „Wahrnehmung eigener Fremdheit“ (30) stellt allerdings nicht nur eine

Bedrohung dar, sondern kann dazu führen, die eigene Identität stärker auszubilden sowie soziale Kompetenz zu erwerben. Die jüdisch-christliche Tradition, davon ist Stephanie Lehr-Rosenberg überzeugt, löst das Fragmentarische und Befremdliche des Lebens nicht auf, sondern befähigt dazu, es auszuhalten und anzunehmen: „Indem Religion nicht zur Beschwichtigung wird, sondern die kritische Unruhe über eine als kritisch erfahrene Welt wachhält, trägt sie zur Entzifferung der Grenzerfahrungen und Schwellenerfahrungen auch des modernen Menschen bei und ermutigt ihn zum Aufbruch aus dem Vertrauten und zu einem angstfreieren Umgang mit Unsicherheit und Fremdheit“ (47f).

Das Ziel dieser Studie besteht darin, durch eine Untersuchung ausgewählter Gedichte Hilde Domins danach zu fragen, „wie der Heimatverlust, Exil und Fremde und das Bemühen, sich angesichts dieses unwiderruflichen Verlustes neu zu beheimaten, zur Sprache kommen“ (79), um daraus „Orientierungsmodelle für den Umgang mit biographischer Unsicherheit auch in anderen, aber ähnlichen Lebenssituationen anzubieten“ (100, Anm. 209). Hilde Domin, 1909 in Köln geboren, zog mit ihrem Mann Erwin Walter Palm noch vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten nach Italien; von dort emigrierten beide 1939 nach England und schifften sich 1940 nach Santo Domingo ein – dem Land, das nicht nur die Vorlage für den Künstlernamen „Domin“ lieferte (vgl. 56, Anm. 114), sondern zum Inbegriff einer Existenz im Exil wurde. 1951 – kurz nach dem Tod ihrer Mutter – hatte Hilde Domin ihr erstes Gedicht geschrieben. Schreiben bedeutete ihr eine „Flucht aus der Heimatlosigkeit in die Sprache“ (65), eine Versprachlichung des Unsagbaren: „Ich habe Heimweh nach einem Land, in dem ich niemals war ...“, so beginnt ihr Gedicht Auf Wolkenbürgschaft (143). Auch Domins etappenweise Rückkehr nach Deutschland änderte am Charakter ihrer Texte als „Exillyrik“ (76) nichts; die Ambivalenz von Fremde und Heimat bleibt die Grundspannung ihres Werks.

Den größten Teil des Buches macht die Interpretation von insgesamt 45 Gedichten aus (105–384). Die Fähigkeit Hilde Domins, die „Erfahrung von grenzenloser Entfremdung in Worte zu fassen“ (122), hat zu einer bewegenden, ja erschütternden Sprachform geführt, die den Nerv des Erlittenen trifft, aber – trotz Schmerz und Sinnlosigkeit – einen Horizont